

Jörg Fauser
Caliban Berlin

KOLUMNEN 1980–1984

Mit Nachworten von
Werner Mathes und Ambros Waibel

Diogenes

Covermotiv: Foto von Philipp Keel, »Bowling Pins, 2016«
Copyright © Philipp Keel
Textnachweis am Schluss des Bandes

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2019
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
20/19/852/1
ISBN 978 3 257 07071 2

Inhalt

Calibans Kolumne

Blick in die Zukunft	11
Menschen auf Malta	19
Durch Deutschland	27
Box-Abend	35
Der hohe Besuch	44
Pappnasen	53
Mit Sakko, Schlips und guter Laune	61
Griechischer Stein	68

Wie es euch gefällt

Der unanständige Deutsche	77
Einer, der es aushielt	81
Die geistige Erneuerung	86
Clint Eastwood ist Hamlet	91
Seltame Welt	96
Der Fragebogen	101
Träume der Sensiblen	106
Kein Visum für Laos	111
Hitler, wer sonst?	116

Lob der Maschine	121
Zeichen der Wende	126
Im lauen Bad der Sätze	131
Sommer in der Stadt	136
Öffentlich-rechtlicher Schweiß	141
Von Kampf und Krampf	146
Blut und Busen	151
Sekt ist Schwund	156
Spaziergänger für den Frieden	161
Die Wüste lebt	165
Erkenne die Lage	169
Berlin ist in Europa	173
Wer wird Franzini?	177
Mit Hecheln und Harren	181
»Let it Bleed«	185
Die neuen Prüden	189
Der Preis der Zimmerlinden	193
Achtzig Prozent	197
Die Nation dreht durch	201
Die nützlichen Idioten	205
Blick in den Spiegel	209
Terror für den Staatsanwalt	213
Emmas Rache	217

Weitere Kolumnen

Hamlet oder The Frankfort State of Mind	223
Ballett der bösen Buben	238

Grüße von der Potse	242
Vegetarier-Boykott gegen Schlachter- Innung?	250
Berliner Lehrstück	255
Die Nacht, als ich ein Spion war	257
Vom Anfang und vom Ende	270
Spanien 1936 – Das Chaos und die Macht	278
Die Händler der vier Jahreszeiten	288
Sauberer Lorbeer	291
Ökopax in Hosenfeld	301
Die hellen Hessen	310
Spurlos verschwunden	315
Nachwort von Werner Mathes	331
Nachwort von Ambros Waibel	349

Calibans Kolumne

Blick in die Zukunft

Die Gegend wurde immer trostloser. Hochhauswaben, Ausfallstraßen, Autobahnzubringer, dazwischen in ergrautem Grün Mietskasernen, Reihenhäuser, Einkaufszentren, der TÜV, die Großtankstelle, die Bowlingbahn, die Pizzabude, der ganze Plunder, den die Stadt aufs Land kippt, um es sich einzuverleiben – aber Stadt wird diese Gegend nie. Sie bleibt Zwischenzone. Niemandland.

Als das Taxi hielt, hätte ich am liebsten gesagt: Warten Sie hier, aber dann fiel mir ein, dass der Mann, den ich aufsuchte, Telefon hatte, also zahlte ich, und das Taxi fuhr weg. Der Himmel zwischen den TV-Antennen war wie eine dunkle Ahnung.

Das Haus war Teil eines Blocks im Stil des sozialen Wohnungsbaus der frühen 50er Jahre – flache Dächer, Treppenhäuser wie Schießscharten, Anstrich von der Farbe verdünnter Hühnersuppe. Es fehlten nur die Roller vor der Haustür, der Adenauer an der Litfaßsäule und die Capri-Fischer im Radio. Von ihrem Hochsitz im dritten Stock beobachtete mich eine Frau mit blauen Lockenwicklern im Haar. Ein seltsames Lächeln zog an ihren Mundwinkeln. Wusste sie, zu wem ich ging? Ich starrte zurück. Sie zog die Gardinen zu. Ich klingelte.

Der Mann, der mich an der Wohnungstür empfing, war

mittelgroß, ziemlich massig, mit einem weißblonden Haar-
kranz und dicken Brillengläsern. Ich schätzte ihn auf etwa
sechzig. Seine Kleidung und die Einrichtung des fensterlo-
sen Zimmers, in das er mich führte, erinnerten auch an alte
Zeiten, als die Leute noch mit simplen Gebrauchsgegenstän-
den ausgekommen waren. Der altmodische Bücherschrank
enthielt Lexika und Klassik, darunter der ganze Goethe. In
einer Ecke stand ein Koffer, als sei der Mann erst gestern ein-
gezogen und erwarte keinen langen Aufenthalt. Wir setzten
uns. Mir fiel auf, dass er asthmatisch keuchte. Seine Hände
zitterten. Er sah mich an.

»Sind Sie zum ersten Mal bei einem Astrologen?«

Ich steckte mir gerade eine Zigarette an und blies den
Rauch weg, um seinem Asthma das Größte zu ersparen.
Meine Antwort fiel wohl etwas undeutlich aus, denn er sagte
mit unnötig lauter Stimme: »Ich bin schwerhörig, ich trage
zwar ein Hörgerät, lese aber von den Lippen ab, bitte spre-
chen Sie deutlich.«

»Sind Sie Astrologe im Hauptberuf?«, fragte ich. Ich er-
tappte mich dabei, dass ich auf seine Lippen starrte.

»Ja«, sagte er und breitete Papiere aus, »ich mache das,
seit ich 18 bin. Vor 30 Jahren hab ich fünf Mark für ein Ho-
roskop bekommen, heute bin ich natürlich teurer. Und nun
sagen Sie mir Ihren Geburtstag, Ihre Geburtsstunde und
Ihren Geburtsort.«

Ich sagte sie ihm. Dann begann er, mein Horoskop zu er-
stellen. Bei den Berechnungen benutzte er keinen Taschen-
rechner. Alte Schule. Seine Hände zitterten zwar, aber er
konnte mit dem Zittern umgehen. Ich drückte die Zigarette
aus und rauchte dann nicht mehr. Während er berechnete

und die Zeichen eintrug, stellte er mir Fragen. Ich hatte nicht vorgehabt, ihm meinen Beruf zu sagen, aber er bekam ihn auch so heraus. Dass ich nicht verheiratet war, machte ihm zunächst zu schaffen, bis er schließlich sagte: »Sie sollten überhaupt nicht heiraten, auf keinen Fall vor Oktober 1981, und nur eine Frau, die geistig zu Ihnen passt. Bei Ihrem Leben kommt nichts anderes in Frage.«

Das war mir natürlich schon seit längerem klar, aber gerade weil mir eigentlich fast alles, was er mir sagte, irgendwie schon klar war, hatte ich allmählich das Gefühl, dass er mich ganz schön einkreiste. »Jemand wie Sie kann kein Angestellter sein. Ich wollte auch immer selbständig sein, aber das Leben ist dann schon schwerer, nicht wahr?« Seine Brille funkelte. Ich trug auch eine Brille, aber ich glaube nicht, dass sie funkelte. Ich bekam allmählich einen heftigen Durst und hörte zu, wie er mich auseinandernahm.

»Millionär werden Sie nie werden ... Glücksspiel? Vergessen Sie's ... Kinder? Passen nicht zu Ihnen ... Die nächsten Jahre werden Sie schon überstehen, Jupiter und Mars sind da recht günstig ... Der Wassermann als Ihr Aszendent, der sorgt natürlich für Unruhe ... Hab ich Ihnen gleich angesehen, den Wassermann ... Hände weg von der Politik, falls Sie nach Bonn gehen wollen, die lassen Sie auflaufen ...«

Ich fragte ihn, ob es Krieg geben werde. Er blickte vom Horoskop hoch und sagte ruhig und bestimmt, mit der Erfahrung, die eher dem Überleben zuzuschreiben ist als der Astrologie: »Vergessen Sie nicht, dass wir Deutschen 1941 in Russland eingefallen sind und zig Millionen Menschen umgebracht haben. Die Russen haben für immer ein Misstrauen, aber Krieg werden sie nicht machen, sie haben viel

zu sehr gelitten. Ja, der Krieg. Jeder wollte durchkommen. Mit dem Spaten haben sie gekämpft, mit den bloßen Händen. Jeder musste kämpfen.« Er schwieg eine Weile, dann betrachtete er sein Werk: »Sie müssen auch kämpfen, Ihnen bleibt nichts anderes übrig, sehen Sie doch« – er zeigte mir das Horoskop –, »wie sich das alles zusammenballt, das ist Ihr Leben, da müssen Sie durch.«

Ich sah es mir an. Es ballte sich wirklich zusammen. Das tat es bei den meisten anderen auch, ob im Horoskop oder im Leben. Oder waren Horoskop und Leben das Gleiche? Das Horoskop konnte man einstecken. Ich steckte es ein, bezahlte und ging. Draußen war es jetzt dunkel. Ich hatte vergessen, ein Taxi zu bestellen. In der Pizzabude saßen sie bei Bier und Pizza, lachten, starrten ins Leere, stritten sich und machten jedenfalls Feierabend. Ich war von ihnen getrennt. Ich kannte mein Horoskop. Machen die Sterne auch Feierabend? Ich fühlte mich unruhig. Warum hatte er mir nichts Genaueres gesagt? Ich hatte einen Blick in die Zukunft werfen wollen, aber nur das erfahren, was ich schon zu kennen glaubte. Konnte das alles sein? Morgen hatte ich einen Termin bei der Wahrsagerin. Ein Taxi fuhr durch die Zwischenzone. Schon ging der Kampf weiter. Ich stellte mich auf die Straße und winkte. Diesmal hatte ich Glück, das Taxi hielt ...

Auch die Wahrsagerin wohnte am Rand der Stadt, wo die Zusammenhänge sich verlieren. Diesmal klingelte ich an einem Appartementhaus im Stil der 60er Jahre, die Gegensprechanlage war schon eingeführt, der Müllschlucker noch kein Allgemeingut. Die junge Frau, die mir öffnete, war recht groß und gut gebaut. Sie hatte dunkle Locken, die ihr

Gesicht besonders blass machten. Sie trug eine weiße Bluse über einer schwarzen Hose und bat mich, einen Augenblick zu warten. Ich wartete ziemlich lange vor einem Schrank, der mit Spiegeln verkleidet war. In einer Ecke lag ein Stapel Frauenzeitschriften. Auf einem Tischchen lag eine Zahnbürste über der Telefonrechnung. Ich kam mir lächerlich vor. Die Wände waren dünn, und ich hörte die Wahrsagerin und ihre Kundin in angeregtem Gespräch. Es hörte sich an wie ein Tratsch unter Nachbarinnen. Einmal sagte die Frau: »Wenn der Richter von oben runterblicken würde ...« Ich dachte an Jehova, aber die Wahrsagerin ergänzte den Satz: »... er schaut bestimmt von oben rauf.«

Endlich kam ich dran.

Das Wohnzimmer wirkte behaglich. Mir fielen zwei Schreibmaschinen auf und eine Menge Bücher. Durch die hohen Fenster sah man zumindest Höfe und Balkone, den Himmel zwischen den Slips, die an den Wäscheleinen schaukelten. Wir setzten uns an einen Tisch, auf dem ein Manuskript und die Karten lagen, die meine Zukunft wussten.

»Hoffentlich krieg ich's zusammen«, sagte die Wahrsagerin, »ich bin nämlich voll mit Chinin.« Ich tippte auf Malaria, sie hatte aber nur eine Grippe. Sie sagte, sie sei andauernd krank. Sie gab mir die Karten. Ich mischte. Ich fragte, wie sie zu dem Beruf gekommen sei. Sie sagte natürlich, sie hätte sich schon immer dafür interessiert. Sie sah auch so aus. Sie hatte lange Nägel und viele Ringe an den Fingern und große dunkle Augen, und wenn sie sich beim Weissagen über die Karten beugte und mich fixierte, kam sie meiner Vorstellung von einer kartenlegenden Zigeunerin schon ziemlich nahe. Ich fragte, wie ihr Geschäft ginge. Sie

war ausgebucht. Wahrsagen ist eine Wachstumsbranche, wie wir alle sie uns wünschen sollten, und sie hatte eine große Stammkundschaft. Kein Wunder mit diesen Augen. Und sie nahm 60 Mark pro Sitzung. Dafür ließ sich eine Menge Chinin kaufen.

»Ich sage alles, was ich sehe«, sagte sie, bevor sie die Karten aufdeckte. »Ich habe einmal einem Freund prophezeit, dass er in eine tödliche Gefahr geraten wird, und als das eingetreten ist und er überlebt hat, hat er eine Anzeige in die Zeitung gesetzt mit meinem Namen und meiner Telefonnummer. Seitdem ist das mein Beruf, und ich bin auch beim Gewerbeamt gemeldet.« Sie betrachtete die Karten und lächelte. »Sie haben ein ganz schön chaotisches Leben. Und demnächst kommt ein großer Bruch ...«

Eine gute Wahrsagerin ist eine Mischung aus Hexe, Krankenpflegerin, Drogenpusher und Lebensberatung. Wenn sie dazu noch eine Frau ist, die gut aussieht, kann das, was sie weissagt, noch so vage sein, der Kunde wird sich nie geneppt fühlen. Er bekommt am helllichten Tag gesagt, was er im Dunkeln schon immer gespürt haben will, und das ist mehr als das mit dem Schampus und der Schickse, die auf Liebling macht.

Als wir durch waren, sagte die Wahrsagerin: »Jetzt lächeln Sie so süffisant.«

»Süffisant? I wo ...« Mein Lächeln war nur ein Reflex auf ihr Lächeln, aber genauso gut hätte ich ihr sagen können, dass ich vom Finanzamt wäre. Dabei hatte das, was sie mir weissagte, einen höheren Wahrheitsgehalt als jede Steuererklärung. »Ich habe nur bedacht, was Sie mir gesagt haben.« Es klang ausgesprochen lahm. Vielleicht hätte ich

lieber sagen sollen, ich bitte um Ihre Hand, Madame, und mich dann über diese gebeugt wie ein ausgebuffter Hand-leser, dachte ich. Ich war schon ganz kirre von all der Zukunft, die ich nun wusste.

»Interessieren Sie sich vielleicht für Gedichte?«

»Oh«, sagte ich, »warum nicht?« Ich wusste schon, was kam, und wirklich nahm sie das Manuskript und blätterte darin.

»Ich schreibe nämlich Gedichte«, sagte sie, »das habe ich schon immer getan, und jetzt habe ich sie ins Reine getippt. Darf ich Ihnen eins vorlesen?«

Sie las mir drei vor. Die Gedichte waren nicht ganz so gut wie ihre Augen, aber das sind Gedichte ja selten. Die Worte verschwammen in meinem Hirn, schmolzen wie Schneeflocken in lauen Lüften.

»Das letzte ist das beste«, sagte ich schließlich entschieden. Sie schien sich zu freuen. Wir verstanden uns schon ganz gut. Zwei Profis am helllichten Tag. Im Flur war der dritte Profi zugange. Es war der Mann von der Staubsaugerfirma. Der Staubsauger lief wieder. Das freute die Wahrsagerin noch mehr. Mit dem Staub haben wir ja wirklich Probleme. Ich ging dann. Der nächste Kunde wartete schon. Eine ältere Frau. Sie saß mit einem Ausdruck vor dem Spiegel, den wir vom Wartezimmer der Zahnärzte kennen. Die Zukunft ist eine schmerzliche Sache ...

Ich erzählte meine Erlebnisse einer Dame, die sich für alles Außergewöhnliche interessiert. Sie war Feuer und Flamme. »Das möchte ich auch machen! Ich melde mich gleich an!«

»Mach es lieber nicht«, sagte ich.

»Warum?«, wollte sie wissen.

»Weil die Zukunft eine Droge ist«, erklärte ich ihr, »die genauso süchtig macht wie Fernsehen, Koks, Macht, Müßiggang. Ich spüre es ja schon, ich gehe durch die Straße und möchte den Leuten zurufen: Ha! Ihr wisst nicht, was euch blüht! Aber ich, ich weiß, was mir blüht! Und in drei Monaten gehe ich wieder zu der Wahrsagerin, die dann noch ausgezehrt sein wird vom Schicksal ihrer Kunden, und hole mir wieder eine Ladung Zukunft! Und so fort! Das ist ein besondrer Stoff, der Stoff der Zukunft! Der Astrologe warnt mich vor der Politik – wollt ihr nicht auch zu ihm gehen? Die Wahrsagerin prophezeit mir Chaos und Läuterung – habt ihr etwa keine 60 Mark dafür? Glaub mir, die Zukunft ist ein seltsames Gefühl.«

»Und diese Droge soll ich nicht probieren?«, fragte die Dame.

»Das Leben reicht doch«, sagte ich.

(*tip* 2 / 1980)

Menschen auf Malta

Es ist bald Mitternacht, aber das kleine Hotel in der Nähe des Grand Harbour von Valletta bebt immer noch unter dem Getöse der Handwerker, und die Reisende aus der Schweiz in Zimmer 12 mit den eisengrauen Haaren und der schmalen Börse (schmäler zumal, seit ihr ein Moped-Ganove in Sizilien die Handtasche mit dem Geld fürs Schiffsbillett entrissen hat) nimmt eine zweite Schlaftablette und beschließt, morgen doch ein ruhigeres Quartier zu suchen. Vorübergehend wird das Cumberland Hotel (*»quiet family residence«*) dann nur noch einen Gast haben, den Dauermieter aus Pakistan, dessen Papiere so unklar wie seine Geschäfte sind, und der lange Stunden des Tages vor einer Tasse Beuteltee im Britannia Restaurant oder auf einem Korbstuhl im Vestibül des Cumberland verbringt, einen Stapel zerlesener Nummern von *This Month in Malta* im Schoß und viele hundert Jahre Einsamkeit in den Augen. Aber Peter Montebello, Manager eines Reisebüros und seit kurzem Geschäftsführer des Cumberland, dessen mittelalterlicher Charme bisher von der Installierung eines Wasserklosetts nur unwesentlich beeinträchtigt worden ist, weiß, dass er in diesen Wochen auf die Nachtruhe seiner Zufallsgäste keine Rücksicht nehmen kann, wenn er pünktlich zum Saisonbeginn im März der Familienkundschaft mehr bieten will

als gruftähnliche Schlafgewölbe, blutgierige Moskitos und einen Blick in den »spanischen Innenhof«. Auf Malta war schon im Mittelalter nicht viel Platz.

Mr. Montebello ist ein Mann Mitte 30, dessen angenehme Manieren von seiner hektischen Betriebsamkeit nur selten durchkreuzt werden. Er ist ein alter Hase in der Tourismus-Branche (seine erste Auslandstour hat er mit 15 Jahren auf die Beine gestellt) und bringt mit der gleichen Selbstverständlichkeit Malteser zu den Fußballeuropameisterschaften nach Italien, mit der er für englische Kunden mit dem Flair für das Besondere sogenannte »*medieval evenings*« organisiert. Wenn er bei der Modernisierung des Cumberland Hotels zunächst einmal das Büro von Viaggi Montebello auf Hochglanz bringt, dann zeigt sich darin die glückliche Natur des mediterranen Geschäftsmannes, das menschlich Naheliegende mit dem Vorteilhaften zu verknüpfen und es mit lateinischem Augenmaß dekorativ zu gestalten. Dabei hat Montebello in diesen Nächten einen Arbeitstag von 14 Stunden hinter sich. Aber nicht für ihn und nicht für die ebenso hart arbeitenden Ladeninhaber und Marktleute, die Handwerker, die Kneipiers und die fliegenden Händler am Bus-Terminal ist das Denkmal gedacht, das der Minister für Arbeit und Sport am 27. Januar 1980 in Msida der staunenden Öffentlichkeit enthüllt und das auf dieser Insel im Herzen des Mittelmeers einen in Stein gehauenen Gruß von den Stalinalleen dieser Welt hinpflanzt: »Die Werktätigen sind es, die dieses unser geliebtes Land in jeder Hinsicht auf der Straße zu Fortschritt und Frieden vorwärtsbringen.«

Workers' Monument heißt das Ding also, und wenn es auch nicht sehr viel kitschiger ist als einiges, was man in den zahllosen Barock- und Neobarockkirchen des Archipels sehen kann, ist es doch um vieles geschmackloser: Denn natürlich sind es nicht die »Werkstätigen«, die das Land regieren, sondern es ist die Labour Party, an deren Spitze seit 30 Jahren Dom Mintoff steht, Ministerpräsident mit autoritären Neigungen, Vertrauter des Obersten Gaddafi, Leader einer populistischen Bewegung, die das winzige Land auf gefährliche Weise gespalten und an jene Klippe manövriert hat, von der es zum Verlust der bürgerlichen Freiheiten und der staatlichen Unabhängigkeit nur noch ein winziger Schritt ist.

Einer der Arbeiter, die das Workers' Monument eigentlich ansprechen soll, nennen wir ihn Johnny, geht abends mit mir auf einen Drink in die Strait Street, und weil wir dabei in der Republic Street, dem Corso der Stadt, am Club der Labour Party vorbeikommen, sagt er: »Dieser *fucking* Labour Club hat wieder einmal alle Lichter an, und der National Club« – wir gehen am Queen's Place vorbei, und er deutet auf eine verrammelte Tür aus solidem Gusseisen – »hat wieder zu. Da sind diese *fucking* Labour-Typen letzten Oktober mit Benzinkanistern eingedrungen und haben alles in Brand gesetzt, und die *fucking* Polizei hat lächelnd zugeguckt, und dann sind sie zum Haus von Eddie« – Dr. Eddie Fenech Adami ist der Chef der oppositionellen National Party – »und haben seine Frau verprügelt, und dann haben sie die *Times* in Brand gesetzt. *Fuck 'em.*« Er spuckt aus.

»Und warum?«

»Weil irgendein Spinner mit einer Knarre im Büro von Mintoff aufgetaucht ist und rumgeballert hat.«

»Ein Spinner?«

»Vielleicht war er auch ein Agent. Zeugen, die im Prozess ausgesagt haben, wurden im Gerichtssaal von Labour-Typen zusammengeschlagen. In diesem *fucking* Land ist eine ganze Menge Scheiße am Kochen, *al-madonna!*«

Al-madonna ist im Maltesischen ein ziemlich obszöner Fluch, und selbst manches Mädchen in der Strait Street hört ihn nicht so gern. Die Strait Street ist eine enge Gasse, die so etwas wie die »sündige Meile« von Valletta sein soll. In Valletta gibt es womöglich fast so viele Bars wie Kirchen, und in der Strait Street gibt es auf jede Bar fast so viele Mädchen wie Kakerlaken, aber wenn in der Strait Street die Sünde ansässig sein soll, dann muss sie so durchsichtig wie Abendluft und so sanft wie die Lilien auf dem Felde sein, von denen schon Jesus sprach, wenn er an die Liebe dachte. Ich habe mich dort umgesehen und nichts Sündigeres entdeckt als zwei Kakerlaken, die im Playgirl in einer alten Wurlitzer auf Elton Johns Titel *Don't go breaking my heart* in den Clinch gingen, eine aus dem Leim gegangene Veteranin mit gebleichtem Haar und einer Schwäche für deutschsprachige Fernfahrer (»Prost, Schätzken!«) und eben die Girls, die, statt etwas so Unökonomisches zu tun wie zur Schule zu gehen, mit ihrer unaufhörlichen Litanei – »*Buy me a drink?*« – die Menschen der Strait Street vor noch größerer Armut bewahren.

In der Strait Street versaufen Jungs wie Johnny ihren Lohn, bevor sie wieder in die Wüste geschickt werden. Johnny gehört zu den 10 000 Maltesern, die auf den Ölfeldern arbeiten (während andre von Gaddafis Polizei im Umgang mit leichten Maschinenwaffen ausgebildet werden), und er verdient

in jeweils sechs Wochen Schufferei umgerechnet 2500 Mark. Viel für maltesische Verhältnisse, aber nicht genug, findet Johnny, für sechs Wochen Libyen.

»Magst du denn eure arabischen Freunde nicht?«

»*Al-madonna*«, sagt Johnny und bestellt eine neue Runde.

Die meisten Malteser, mit denen ich gesprochen habe, mögen die Araber nicht, und sie haben Angst davor, dass ihre Regierung sie an das Gaddafi-Regime ausliefert. Die Malteser fühlen sich als Europäer, und ihre Geschichte gibt ihnen recht. Auf diesen Inseln gibt es Zivilisation seit 3000 Jahren, trafen Karthager auf Phönizier, Römer auf Griechen, Araber auf Italiener, hier war Odysseus bei Calypso zu Gast (»*Buy me a drink?*«), predigte der schiffbrüchige Paulus, malte Caravaggio sein Meisterwerk *Die Enthauptung Johannes' des Täufers*. Malta, in der Mitte des Mittelmeers, auf halbem Weg von Gibraltar nach Zypern, war ein Vorposten Europas und das strategische Herzstück des britischen Empire im Mittelmeerraum. Über Malta leiteten die Alliierten im Zweiten Weltkrieg die Invasion Italiens ein, und im War Museum kann man zwischen den Minen und Stuka-Fetzen und Spitfire-Propellern auch Photos von den Bombenangriffen besichtigen, die die Luftwaffe in der »Schlacht von Malta« flog.

Obwohl seit 1964 unabhängig, hat Malta sich wie wohl alle Länder des alten Empire seine britischen Eigenheiten bewahrt, bis hin zu den roten Briefkästen, dem lauen Ale, dem abartigen Geschmack von *Liver & Bacon with Chips & Peas*. Bizarr, hier im Herzen des großen europäischen Meers den Fraß aus den billigen »Cafés« von Dover bis

Aberdeen vorgesetzt zu bekommen; angenehm zu erleben, wie die Originalität der Malteser durch englische Korrektheit bereichert, aber nicht verwaschen wurde; interessant zu erfahren, dass auch das britische Establishment die Insel nicht aus den Augen verloren hat. An der Bar des Phoenicia, eines Hotels im alten Kolonialstil, treffe ich den Herausgeber einer Londoner Manager-Zeitschrift, der nebenbei Kunst- und Reisebücher schreibt. Er war seit zwei Jahren nicht mehr hier, heute hat er einen Vortrag vor Geschäftsleuten gehalten. Die Spannungen sind ihm natürlich geläufig, die Atmosphäre, sagt er, ist gefährlich, die Schüsse, die jetzt am Hindukusch fallen, sind in Malta deutlicher zu hören als anderswo in Europa, so winzig das Land ist, so unbeträchtlich seine wirtschaftliche Bedeutung, Europa steht auch hier auf dem Spiel.

Ich stehe auf der alten Schussrampe von Mdina und blicke über die Insel. Mdina war die Hauptstadt Maltas, als es zum Königreich Aragon gehörte, hier lebten die städtischen Adligen in einer mit hohen Bastionen bewehrten, engen und dunklen Feste und kontrollierten von dieser einzigen Anhöhe Maltas aus das Land. Mit ihrer Herrschaft war es vorbei, als 1530 Karl v. dem von den Türken aus Rhodos vertriebenen Johanniterorden Malta als neue Heimstatt schenkte. Die Johanniter – eine Art Fremdenlegion Gottes, die sich aus europäischem Adel rekrutierte – sahen richtig voraus, dass die Türken den Versuch machen würden, Europa auch im Westen anzugreifen, es über Italien und Spanien aufzurollen. Die Große Belagerung Maltas durch die Armee Suleymans des Prächtigen im Sommer 1565 ist eine der Sternstunden europäischer Geschichte geblieben.

Dass es den Rittern mit ihren maltesischen und europäischen Hilfstruppen, insgesamt kaum 9000 Mann, gelang, die Elitetruppen des Osmanischen Reichs, 40000 Janitscharen und Spahis, die auf 190 Schiffen gelandet waren, entscheidend zu schlagen, wobei die italienischen, spanischen, deutschen und englischen Höfe so gut wie tatenlos zusahen, ist eines der Wunder, die unsre Zeit nicht mehr kennt, wie sie den Glauben nicht mehr kennt (oder nur noch in der *Tageschau* wahrnimmt), der dem Schwur der Ritter zugrunde lag: »Wir für unsern Teil sind die auserwählten Soldaten des Kreuzes, und wenn der Himmel von uns verlangt, unser Leben zu opfern, dann gibt es keine bessere Gelegenheit als jetzt. Lasst uns, meine Brüder, zum Heiligen Altar eilen und unsre Gelübde erneuern und durch unsern Glauben an die Heiligen Sakramente uns jene Todesverachtung zueignen, die allein uns unbesiegbar macht.«

Unten liegt das kleine Land, jeder Fußbreit Boden wichtig, gehegt, bewohnt, genutzt, Gozo im Dunst, und ringsum das tiefblaue Meer, manchmal ein weißer Schimmer, ein Schiff. Seltsam, aber vielleicht zwingt gerade die Enge des Raums auch den flüchtigsten Touristen dazu, jeden Schritt seines Wegs achtsamer zu gehen und die Straßen und Häuser, die Gärten und Felder mit dem wenigen, was wächst, genauer ins Auge zu fassen. Dass Reisen zu uns selbst führt, wenn es nicht bewusstlos macht, ist eine alte Wahrheit, die jeder immer neu erfahren darf. Seltsam, auf diesem Felsen im Meer zu stehn und die Schiffe der Eroberer zu sehen, die den Strand verlassen, und dort im blutigen Sand liegt der Körper eines Fremden, der kam, um zu töten, und selbst getötet wurde, und einer nimmt ihm den Armreifen aus Gold,

und ein anderer liest die arabische Inschrift vor: »Ich komme nach Malta nicht des Ruhms oder des Reichtums wegen, sondern um meine Seele zu retten.«

(*tip* 4/1980)